

## Zusammenfassung und Ausblick

Im Mai dieses Jahres fand die Vollversammlung des Lutherischen Weltbundes in Windhoek (Namibia) statt. Gemeinsam mit den anderen Mitarbeitern des Instituts hatte ich die Möglichkeit, an dieser Vollversammlung teilzunehmen. Für mich war es die erste Vollversammlung überhaupt, und mit großer Neugier bin ich dorthin gefahren. Mit Blick auf unser vorausliegendes Sommerseminar hatte ich dabei vor allem *eine* Frage im Gepäck: Wenn hier Vertreter lutherischer Kirchen weltweit zusammenkommen, was macht dann wohl das Verbindende aus? Worin wird sie greifbar – die *lutherische* Identität? Denn wenn, so habe ich mir gesagt, ich diese Frage klären könnte, dann hätte ich auch schon einen wesentlichen Aspekt unserer leitenden Seminarfrage geklärt: Was macht sie aus, die *reformatorische* Identität?

Nachdem ich eine gute Woche Zeit hatte, mich auf der Vollversammlung umzuschauen, Andachten und Gottesdienste zu erleben, Bibelarbeiten mitzumachen, Vorträge zu hören, Diskussionen zu verfolgen, in Kleingruppen im Gespräch zu sein etc., hatte ich nicht etwa eine Antwort auf die Frage, die Frage hat sich vielmehr verschärft: Bei den vielen unterschiedlichen Ländern und Kulturen, in denen lutherische Kirchen beheimatet sind, bei den vielen unterschiedlichen gesellschaftlichen und politischen Herausforderungen, vor denen die Kirchen stehen, nicht zuletzt aber auch bei den vielen unterschiedlichen Frömmigkeitsformen und Herangehensweisen an theologische Fragen, was ist es, was macht sie aus: die lutherische Identität? Und wenn es schon so kompliziert ist, diese Frage zu beantworten, wie verhält es sich dann erst mit der reformatorischen Identität?

In den zurückliegenden Tagen haben wir eine Reihe von bemerkenswerten Vorträgen gehört und, wie ich meine und im Folgenden auch zeigen möchte, weiterführende Antworten auf diese Frage erhalten.

Lassen Sie uns gleich mit dem beginnen, was unter »konfessioneller Identität« zu verstehen ist. Um mein eingangs erwähntes eigenes Beispiel zu nehmen: Meine Frage auf der Vollversammlung des LWB zielte nach der Unterscheidung von Theo Dieter auf eine beschreibende oder auch empirische, nicht aber auf eine normative Identität. Bei dieser empirischen Identität handelt es sich um eine Identität, die äußere Erscheinungsformen zu

systematisieren versucht. Wie meine eigene Erfahrung auf der Vollversammlung zeigt, lässt sich eine solche Identität oft nur sehr schwer greifen. Wie unterschiedlich die lutherischen Kirchen nicht nur untereinander, sondern auch in sich sind, haben die Vorträge von Horst Gorski über die lutherischen Kirchen in Deutschland einerseits und von IpyanaMwamugobole über die lutherische Kirche in Tansania andererseits einmal mehr gezeigt. Wie viel weiter noch das Feld wird, wenn die anglikanischen, die reformierten, die evangelikalen und die pentekostalen Kirchen hinzugenommen werden, das haben die Vorträge von Charlotte Methuen, OdairMateus und RosaleeEwell sehr schön anschaulich werden lassen. Angesichts dieser Komplexität eine treffende Beschreibung der empirischen Identität zu geben, erfordert nicht nur eine sehr breit angelegte soziologische Untersuchung. Im besten Fall wird am Ende eine repräsentative Momentaufnahme stehen.

Anders verhält es sich hingegen bei einem normativen Verständnis von Identität. Hierbeigeht es um die Erfassung des Wesens einer Person oder einer Sache oder in unserem Fall einer konfessionellen Größe. Dabei mag dieses Wesen den äußeren Erscheinungsformen mehr oder weniger zugrunde liegen, viel eher aber noch ist es im Sinne eines Ideals zu verstehen. Mit Angelus Silesius: »In jedem lebt ein Bild des, der er werden soll.«

In unserer Gruppenarbeit haben wir die Frage diskutiert, inwiefern sich empirische und normative Identitätskonzepte nicht gegenseitig beeinflussen oder auch korrigieren müssten – ob nicht etwa die Hervorhebung von Wortverkündigung und Sakramentsspendung als heilsnotwendigen Mitteln, wie sie in unserer Studie zur lutherischen Identität geschieht, mit der Realität der äußerst niedrigen Gottesdienstbesucherzahlen in den Kirchen Mitteleuropas konfrontiert werden müsste. Die Frage scheint mir sehr berechtigt, allerdings setzt sie voraus, dass man bereits eine Vorstellung davon entwickelt hat, was die normative Identität überhaupt ausmacht. Mir geht es deshalb im Folgenden darum, eine skizzenhafte Beschreibung der normativen Identität zu liefern, wie sie in den Vorträgen der letzten Tage trotz der beschriebenen Unterschiede zutage getreten ist.

Warum es dabei um die »reformatorische« und nicht die »protestantische« Identität geht, hat TheoDieter ebenfalls in seinem einleitenden Vortrag dargelegt: »Eine Bewegung aus andauerndem Protest – das war es nicht, was die Reformatoren im Sinn hatten.« Dass reformatorische Identität zudem auch nicht nur ein Postulat darstellt, sondern dass sie sich inzwischen in Kirchengemeinschaft realisiert, die ein intensives Ringen um gemeinsame Lehraussagen zur Voraussetzung hatte, dies wiederum hat Michael Beintkerin seinen Darlegungen zur »Leuenberger Konkordie« deutlich gemacht.

Worin also besteht sie nun – die reformatorische Identität im normativen Sinne? Wenn ich all das Gesagte und Gehörte der vergangenen Tage zusammenzufassen suche, so ergibt sich für mich das Folgende:

Reformatorische Identität ist zunächst etwas extrem Identitätskritisches. Während Identitätskonzepte üblicherweise darauf zielen, das Bleibende, das Verbindende, das Unverwechselbare zu beschreiben, besteht ein wesentlicher Aspekt der reformatorischen Identität offenbar gerade darin, Identität zunächst einmal grundsätzlich in Frage zu stellen. Rosalee Ewell hat das in ihrem Vortrag so formuliert: Es bleibt kein Stein auf dem anderen. Im Hintergrund steht hier die reformatorische Anthropologie, die den Menschen als radikal sündig begreift, als ein Wesen, dessen ganzes Bestreben darauf zielt, sich nicht von Gott her bestimmen zu lassen, sondern von den eigenen Vorstellungen. Der Mensch alsoerschafft sich selbst, entwirft sich, gibt sich Identitäten. Er baut sich sein Selbst, grenzt sich von anderen ab, behauptet sich gegenüber den anderen, und dies wiederum trifft auf den Menschen als Einzelnen wie auch als Gemeinschaft zu. Die reformatorische Ursprungserfahrung setzt genau hier an: Sie hinterfragt diese Identitäten und zeigt das ihnen innewohnende destruktive Potential an. Mit Eva-Maria Faber ließe sich hier von einer »Hermeneutik des Verdachts« sprechen. In anderer Weise hat es gestern Dirk Lange ausgedrückt, wenn er formuliert hat: Reformation ist – jedenfalls zunächst einmal – nicht die »Feier von Identität, sondern die Zerstörung von Mauern, seien diese Mauern politisch, kulturell, ethnisch, ökonomisch oder religiös«. Luthers eigenes Beispiel führt das destruktive Potential selbst erschaffener Identitäten vor Augen, den Zwang, in den sie hineinführen, die Fesselung an Selbstbilder, aus denen der Mensch sich selbst nicht befreien kann. Denn eben dies war ja Luthers Erfahrung im Kloster: Er konnte den eigenen Ansprüchen daran, ein frommer Mönch zu sein, nicht genügen, und umso mehr er sich bemühte, dieser fromme Mönch zu sein, umso weiter entfernte er sich davon. Die reformatorische Erfahrung ist deshalb die Erfahrung einer Infragestellung ganz grundsätzlicher Art: Lebensentwürfe greifen nicht, Selbstansprüche überfordern, zurechtgelegte Identitäten erweisen sich als Illusion. Es ist, um es mit dem traditionellen Begriff zu sagen, die Erfahrung des »Gesetzes«.

Diese Erfahrung würde zum Zerschlagen führen, zur absoluten Verzweiflung, wenn zu ihr nicht im gleichen Moment eine andere Erfahrung dazukommen würde, nämlich die Erfahrung, von Gott *dennoch* angenommen zu sein: dass Gott von sich aus, aus reiner Gnade, eine Brücke zu dem sündigen Menschen schlägt, dass er in Christus die Sünden vergibt und durch den Heiligen Geist den Glauben weckt, der wahre Gemeinschaft mit Gott und den

Mitmenschen möglich macht, dass er mit anderen Worten also in Christus durch den Heiligen Geist eine neue Identität gewährt. Es ist dies die Erfahrung der Rechtfertigung vermittelt der Botschaft vom Evangelium.

Für reformatorische Identität ist damit aber beides entscheidend, die Erfahrung von Gesetz und Evangelium. Mit dem Erfahrungsbegriff klingt dabei selbst ein grundlegender Aspekt reformatorischer Identität an, der in den Vorträgen entsprechend auch mehrfach erwähnt wurde: der existentielle. Wie grundlegend dieser Aspekt etwa für Luther war, hat Matthieu Arnold in seiner Auslegung der Vorreden Luthers zu seinen Gesamtwerken gezeigt, indem er die Trias von oratio – meditatio – tentatio nicht nur als für Luthers Verständnis von Theologie, sondern auch für sein Verständnis von Kirche als wesentlich herausgearbeitet hat.

Die Erfahrung von Gesetz und Evangelium bedeutet in Hinblick auf die Leitfrage unseres Seminars dann aber zusammenfassend: Was in der Begegnung mit dem Gesetz an Identität aufgebrochen wurde, wird in der Begegnung mit dem Evangelium neu an Identität geschenkt. Reformatorische Identität bewegt sich deshalb im Kern zwischen diesen Polaritäten: zwischen dem Abbruch und dem Zugewinn an Identität. Luther hat dabei vielleicht am eindrucklichsten in seiner Freiheitsschrift beschrieben, was dieser neue Identitätsgewinn im Einzelnen bedeutet: als Freiheit von allen Bindungen (*»Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemandem untertan.«*) und Freiheit zu allen Bindungen (*»Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Dinge und jedermann untertan.«*)

Die Verkündigung des Evangeliums nun geschieht zentral im Gottesdienst, und so war es denn auch der Gottesdienst, der in verschiedenen Vorträgen als konstitutives Moment reformatorischer Identität herausgestellt wurde, als Erfahrungsraum konfessioneller Identität. Kirche ist nach reformatorischer Überzeugung überhaupt nur dort, wo das Evangelium verkündet wird und die Sakramente dem Evangelium gemäß gespendet werden. Hier aber zeigt sich, um es mit den Worten von Michael Beintker zu sagen, »wie die Soteriologie auf die Ekklesiologie durchschlägt und wie das Soteriologische zum kritischen Vorzeichen des Ekklesiologischen wird: Auch und gerade als strenge theologische Kategorie erzwingt das Reformatorische Fragen an die Gestalt der Kirche und die Gestaltung ihres Lebens, drängt es folgerichtig auf Umgestaltung und Erneuerung.«

Aus der katholischen Außenperspektive, wie sie uns Eva-Maria Faber geboten hat, besteht das Besondere reformatorischer Identität gerade in diesem Drängen auf Umgestaltung und Erneuerung: dass Reformbedürftigkeit nicht nur erkannt, sondern konsequent umgesetzt wird,

und dass diese Umsetzung wiederum nicht nach Maßgabe diffuser Interessen, sondern nach klaren theologischen Kriterien erfolgt. Mit den Worten von Frau Faber: »Wir müssen und dürfen den Mut und die Tatkraft der Reformatoren anerkennen, welche den Reformrufen und – Postulaten *Taten* folgen ließen – das ist Mahnung bis heute zum Engagement für *tätige* Selbstkritik, Umkehr und Erneuerung. Wir müssen und dürfen anerkennen, in welchem Ausmaß die Reformatoren eine solche Reform *kriteriengeleitet*, nämlich an der Mitte des Glaubens orientiert, angehen wollten.«

Was bedeutet das alles nun für »reformatorische Identität in *ökumenischer* Perspektive«?

M.E. haben die letzten Tagen gezeigt, dass der wohl wichtigste Beitrag für die Ökumene von Kirchen mit einer reformatorischen Identität darin zu sehen ist, dass sie im Sinne der oben beschriebenen Dialektik von Gesetz und Evangelium immer wieder auf Erneuerung – das war auch das Stichwort von Eva-Maria Faber – hinwirken, dass sie – so ließe sich anders auch formulieren – die Rechtfertigungslehre als den »*articulus stantis et cadentis ecclesiae*« in den Dialog mit den anderen christlichen Kirchen und Konfessionen einbringen und ökumenische Entwicklungen auf dieser Grundlage voranzutreiben suchen. Die »Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigung« hat von daher eine kaum zu überschätzende Bedeutung. Dass sie in diesen Tagen auch vom »Reformierten Weltbund« unterschrieben wurde, ist für die Ökumene insgesamt von daher ein weiterer, sehr wichtiger Schritt.

Die Frage hingegen, die sich an Kirchen mit reformatorischer Identität stellen lässt, und die ich als Frage etwa aus dem Vortrag von Christos Filiothis herausgehört habe, die aber auch Odair Mateus an seine eigene reformierte Konfessionsfamilie angesichts der Tatsache gestellt hat, dass Kirchen im Reformierten Weltbund zusammengeschlossen sind, dennoch aber keine Kirchengemeinschaft miteinander haben, diese Frage lautet: Was bedeutet eigentlich der Artikel von der Kirche aus dem Nizänischen Glaubensbekenntnis für die reformatorische Identität? Was bedeuten mit anderen Worten Einheit, Heiligkeit, Katholizität und Apostolizität? Inwieweit lassen sich Kirchen mit reformatorischer Identität bei allem berechtigten Streben nach Erneuerung auch von diesem Artikel des Glaubensbekenntnisses her leiten? Inwiefern machen sie das Soteriologische nicht nur zum kritischen Vorzeichen des Ekklesiologischen, sondern lassen das Ekklesiologische dahinter völlig verschwinden?

Als weiterführende, zugestandenermaßen gewaltige ökumenische Denkaufgabe nehme ich aus den letzten Tagen schließlich folgende Aufgabe mit: Wenn es zutrifft, was Eva-Maria Faber gesagt hat, dass die besondere Leistung der Reformatoren darin bestanden hat, das

mittelalterliche Glaubensgebäude in einen neuzeitlichen Verstehenshorizont zu transformieren, was bedeutet das für uns heute? Wenn reformatorische Identität sich dadurch auszeichnet, wie es Horst Gorski formuliert hat, einen aufgeklärten Glauben zu präsentieren, was heißt das unter den Bedingungen einer globalisierten Gesellschaft, wie sie uns Frédéric Chavel geschildert hat? Was heißt das, genauer gesagt, für die Justierung der von Chavel gestern im Rückgriff auf Hans Joas beschriebenen Trias von Praxis – Werten/Glaubensbekenntnissen – Institutionen, wenn man weder in einen Neo- noch in einen Postkonfessionalismus verfallen will?

Frédéric Chavel hat gestern in der Diskussion deutlich gemacht, dass aus seiner Sicht ein wichtiger Schritt zur angemesseneren Bestimmung des Verhältnisses von Praxis und Werten/Glaubensbekenntnissen darin bestehen könnte oder vielleicht auch müsste, die Frage biblischer Hermeneutik noch einmal neu anzugehen. Das passt wiederum gut zu unseren Plänen im Institut, die wir für das Sommerseminar im kommenden Jahr haben. Denn das Thema wird lauten: Fundamentalismus als ökumenische Herausforderung. Das Sommerseminar wird damit also die Möglichkeit bieten, das, was wir hier grundlegend zur reformatorischen Identität erarbeitet haben, anhand eines für die Ökumene der Gegenwart brennenden Themas zu entfalten und ggf. auch zu problematisieren. Fühlen Sie alle sich bereits an dieser Stelle zu diesem Sommerseminar herzlich eingeladen!

